sie mit den Händen viel unerschrockener zwischen den beiden sich nähernden Eisenplatten, dann legte sie das Papier ganz genau an, so daß sie kaum Zeit hatte mit den Händen zu entwischen . . . aber eines Tages rächte sich ihr Vertrauen auf die Langmut der Presse. Als sie die rechte Hand zurückziehen wollte, hatten sich die Platten schon zu weit genähert, es gelang ihr nicht mehr und — die Hand war verloren. — Aufseher, Fabrikanten oder Fabrikinspektoren haben stündlich Gelegenheit zu beobachten, daß die „Unvorsichtigkeit“ der Arbeiter gewöhnlich nur auf die Unerschrockenheit vor der unverständigen Gewalt der Maschine zurückzuführen ist, die sich nicht zähmen läßt, wie ein Haustier, welches nur den Fremden die Zähne zeigt, während wir alles mit ihm wagen dürfen.

Haus- und Landwirtschaft.

— [Molkereiwirtschaft in Ostfriesland.] Nach dem Berichte der Handelskammer für Ostfriesland und Papenburg zu Emden werden in Ostfriesland zur Zeit 75 000 Milchkühe gehalten, welche im Vereine mit den zahlreichen Milchwirtschaften etwa 169½ Mill. Liter Milch im Jahre liefern. Hiervon werden etwa 19½ Mill. durch Menschen und Tiere konsumiert, und es bleiben zur anderweiten Verarbeitung etwa 130 Mill. Liter, die heute fast ausschließlich in Butter und Magerkäse verwandelt werden. Aus der verarbeiteten Milch resultierten (18 Liter gleich 1 Pfd. Butter gerechnet) 72 000 Ztr. Butter und etwa 30 000 Ztr. Magerkäse. Letzterer wird überwiegend in Ostfriesland selbst verzehrt, die Preise dieses Artikels sind daher im Allgemeinen auch nicht als schlecht zu bezeichnen, sie schwanken zwischen 16 und 24 Mk. im Lande. Selbst die großen Molkereien, von denen 5 in neuerer Zeit errichtet wurden, haben die anfangs betriebene Fabrikation von Fettkäse wieder aufgegeben, weil sie sich bei der Herstellung von Magerkäse besser standen. Von dem produzierten Butterquantum wird angenommen, daß jährlich etwa 45 000 Ztr. zum Werte von ca. 100 Mk. pro Ztr. also für 5 500 000 Mk. zur Ausfuhr gelangen. Der in früheren Zeiten fast ausschließlich in den Händen weniger Grossisten liegende Handel mit Molkereiprodukten, der namentlich von Emden und Leer aus mit bestem Erfolge betrieben wurde, ruht jetzt teilweise bei zahlreichen Detailisten. Der Absatz hat in den beiden letzten Decennien eine veränderte Richtung genommen; während er früher auf dem lohnenden Londoner Markte gefunden wurde, muß er jetzt hauptsächlich im Binnenlande gesucht werden.

— [Gegen die Ratten.] Wohl mancher Leser, so wird dem „Brand. Anz.“ geschrieben, ist mit Ratten in Haus und Keller gesegnet, und wir wissen, was für Schaden diese Racker anrichten können. Einem Freunde ging das ebenso, doch es gelang ihm das unleidliche Ungeziefer durch ein einfaches Mittel zu vertreiben. Er sagt: „Auch ich hatte vor einigen Jahren Ratten als Mitbewohner im Hause und wandte alle mir bekannten Mittel dagegen an: ich mengte Mehlteig mit Phosphor und stellte ihnen das zum Fressen hin, aber es fiel ihnen nicht ein, sie fraßen nicht davon. Dann stellte ich Fallen auf, allein meine Ratten waren schlau genug, nicht hinein zu gehen, kurz ich wußte schließlich nichts gegen sie zu machen. Da riet man mir, in die von Ratten bewohnten Räume frische Pflanzen von Hundszunge zu streuen. Die Botaniker nennen die Pflanze Cynoglossum offizinale. Da sie aber auch damit wohl noch nicht allen Lesern bekannt sein dürfte, so will ich die Hauptmerkmale zu ihrer Erkennung angeben: Man findet sie vom Mai bis Juli, wo sie blüht. Sie ist ein robustes, bis drei Fuß hohes Kraut mit grauen, filzigen, borstigen Blättern; die Blüte ist schmutzigbraunrot. Hat die Pflanze außerdem einen unangenehmen durchdringenden Geruch, so kann man sicher sein, daß man es mit der Hundszunge zu thun hat. Die Pflanze steht an Zäune, Wegen, Hecken und auf wüsten Stellen. Ich sammelte eine ziemliche Anzahl davon, legte sie in den Keller und in den Stall, in alle Ecken und Winkel und ließ sie dort einige Tage liegen. Der starke Geruch verbreitete sich bald über die Räume, und nachdem ich zum zweiten Male frische Pflanzen hineingelegt, waren die Ratten weg auf Nimmerwiedersehen. Wessen Hauswesen die Ratten plagen, der versuche einmal das Mittel! Es wird helfen.

Verschiedenes.

— [Eine Kabinettsordre Friedrichs des Großen.] Der Geheimrat von Taubenheim hatte Friederich dem Großen einen Plan eingereicht, wie durch Gehaltsabzüge bei den Unterbeamten die Staatseinkünfte vermehrt werden könnten. Die Antwort war eine Kabinettsordre vom 4. Juni 1786 an Taubenheim: „Ich danke dem Geheimrat von Taubenheim für seine gute Gesinnung und ökonomischen Rat. Ich finde aber solchen um so weniger annehmbar, da die armen Leute jener Klasse ohnehin schon dürftig leben müssen, da die Lebensmittel und alles jetzt so teuer sind, und sie eher eine Verbesserung als Abzug erfahren müßten. Indessen will Ich doch Seinen Plan und die darin liegenden guten Gesinnungen annehmen und Seinen Vorschlag an Ihm selbst zur Ausführung bringen und Ihm 1000 Thaler mit dem Vorbehalte von dem Traktamente abziehen, daß Er sich übers Jahr melden und Mir berichten kann, ob dieser Etat Seinen eigenen häuslichen Einrichtungen vorteilhaft oder schädlich sei. Im ersten Fall will Ich Ihn von Seinem so großen, als unverdienten Gehalte von 4000 Thalern auf die Hälfte heruntersetzen und bei Seiner Beruhigung Seine ökonomischen Gesinnungen loben und auf die andern, die sich deshalb melden werden, diese Verfügung in Anwendung bringen. Friedrich.“ — Was mögen die Unterbeamten, was Taubenheim zu dieser Kabinettsordre gesagt haben!

— „August, sollst mal runterkommen!“ Der Gebrauch dieser harmlosen Redensart kann unter Umständen teuer zu stehen kommen. Vom Schlawer Schöffengericht wurde dieser Tage der Geschäftsreisende Leopold Löwinsky aus Berlin, welcher einen Eisenbahnschaffner mit den erwähnten Worten angerufen hatte, wegen Beleidigung zu einer Geldstrafe von 100 M. eventuell 4 Wochen Gefängnis verurteilt.

— „Wenn Dich ein unartiges Mädchen beleidigte,“ sagte ein Lehrer zu einer seiner kleinen Schülerinn, „würdest Du als gut gesittetes Kind ihr vergeben, nicht wahr?“

„Ja, Herr Lehrer!“ erwiederte die kleine, „wenn ich sie nicht erwischen könnte.“

Sinnspruch.

Güterverlust läßt sich ersetzen, über anderen Verlust tröstet die Zeit; nur ein Uebel ist unheilbar; wenn der Mensch sich selbst aufgibt.

Weine nicht!

Weine nicht! wenn dich des Schicksals Tücke
Sturmverschlägt auf Brandung hoher See;
Ob der Wogen Wucht dein Schiff zerdrücke,
Mit der Hoffnung Trümmer überrücke
Mutig selbst das thränenreichste Weh.
Rufe laut aufs neu, „die Anker licht!“
Fahre wohl, mein Herz — und weine nicht!

Weine nicht! will man dich lieblos richten,
Richt! will Haß und Neid wie Frühlingsreif
Deiner Jugend Blütentraum vernichten:
Lern' auf Liebe liebend selbst verzichten!
Nur was treu und wahr sich baut, ergreif
Wenn der Falschheit Stachel dorndurchflicht
Deine Lebensbahn; — doch weine nicht!

Weine nicht am Grabe teurer Lieben!
All dein Seufzen reicht dir nicht zum Heil!
Lerntest du der Prüfung Regel üben,
Dann ist dir der süße Trost geblieben;
Ihnen wird ja doch das bess're Teil! —
Sagt dir dein Gewissen, deine Pflicht
Hast du treu erfüllt! — dann weine nicht!

Weine nicht wenn einst auch du mußt scheiden!
Hast du gleich im Leben nichts entbehrt,
Nicht geschmeckt die Hefe bittrer Leiden,
Weine nicht! selbst alle Erdenfreuden
Ach, sie sind kaum eine Thräne wert!
Bald lacht eine Sonn in rein'rem Licht
Deinem regen Glück, — o weine nicht!

E. A. Kleiber.

Charade.

Der Ersten Paar hat gute Straßen
Die sich bequem befahren lassen;
Bei Messern suche und bei Degen
Der Zweiten Paar, sowie bei Wegen.
Am Ganzen geht die Erst' und Zweite
Zur rechten und zur linken Seite.
Vertauschet man der Paare Stand,

Sonntagsblatt
zur
Unterhaltung und Belehrung.

Verantwortlicher Redakteur: H. W. Crone.

Beilage des Lüdenscheider Wochenblatts.

Druck und Verlag von W. Crone jr.

№ 23. Samstag, den 6. Juni. 1885.

9

Die Frankenburg.

Original-Roman von M. Romany.

Nachdruck verboten.

Fortsetzung.

Ihre erste Bewegung war, sich unter die Männer zu mischen, um einen Streit zu beginnen, aber noch rechtzeitig hielt der Graf sie am Arme zurück. Mit kräftiger Hand nahm er die Kleine vom Boden, das Blut nicht achtend, welches seine Kleider befleckte, eilenden Laufes schritt er mit seiner Bürde dem Ausgange zu, gefolgt von der Alten, die er buchstäblich nach sich zog. Dann ging es weiter, über den Marktplatz, bis zu dem armseligen Gäßchen, wo in einem schmutzigen Kellerraume die erbärmliche Wohnung der beiden lag. Der Graf achtete es nicht, daß man auf Markt und Straßen von allen Seiten nur auf ihn schaute; es galt ihm gleich, daß Gassenbuben ihm ihre spottenden Witze nachriefen und hier und da das Volk mit Fingern auf ihn zeigte; er folgte der Eingebung seines Herzens, dem inneren Zuge von Menschlichkeit; das war ihm Genüge, mehr wollte er nicht.

Endlich kam man bei der öden Behausung an. Eine schmale, leiterartige Treppe, die von Hofraume ausgehend in ein unterirdisches Geschoß hinabführte, bildete das letzte Hindernis, welches zu überwinden selbst Viktors edelmütiger Aufopferung nur mit Mühe gelang; dann tappte man in einem dunklen Raume, dessen Flachheit dem Grafen nicht einmal die aufrechte Haltung erlaubte und dessen dumpfe Atmosphäre ihn mit Ekel und Schauder erfüllte. Hier öffnete die Alte eine Thür.

„So,“ sagte sie schlechtweg, „das hier ist unser Stübchen, wenn Ew. Gnaden die Kleine nur da niederlegen wollen, so will ich Wasser holen und die Backe verbinden, damit das Kind morgen wieder hergestellt ist.“ — Der Graf hörte nicht, was die Alte sprach. Er mußte den Atem zurückhalten, denn ein grausiger Modergeruch drang ihm aus der Kammer entgegen. Da war ja nicht einmal ein Fenster! und das Stroh, welches den pestartigen Geruch verbreitete, mußte seit Jahren faul und übersäet mit Ungeziefer gewesen sein! War das die Lagerstatt der Kleinen? Konnten überhaupt in diesem Raume, darin selbst Ratten zu Grunde gegangen wären, noch Menschen atmen? Gab es eine Gerechtigkeit, daß solch herzzerreißender Jammer nicht in sich selber zu Grunde ging?

Während dessen hatte das Weib einen Krug mit Wasser herbeigeschafft und begann mit nassen Umschlägen die Wunde zu tränken; und zu des Grafen unendlicher Freude schlug die Kleine auch bald die Augen auch. Beim Anblick eines Mannes aber fuhr sie zusammen; doch Victor ergriff sanft ihre Hand. „Fürchte Dich nicht, liebe Kleine,“ sprach er freundlich, „ich bin zu Deiner Hilfe gekommen und habe Dich lieb. Ich werde Dich nicht verlassen, so lange Du krank bist und nachher soll es Dir besser gehen. Darum fürchte Dich nicht und sieh mich an.“

Das Kind wußte nicht, wie ihm so plötzlich geschah. Errötend, halb vor Scham, halb vor Freude, ließ sie einige Sekunden den vollen Glanz ihrer schwärmerischen Augen auf dem Antlitz des Grafen ruhen; dann wagte sie bescheiden zu fragen: „So sind sie mir gut?“ — „O,“ machte der Graf in Frohlocken, ich habe Dich lieb und werde Dein Freund und Beschützer sein. Schmerzt Dich die Backe?“ — „Das nicht so sehr,“ sagte die Kleine. „O, wenn er doch nicht wiederkäme, der böse Mann!“

„Er wird nicht wiederkommen, mein Kind,“ entgegnete Graf Victor, „sei ohne Furcht und vertraue auf mich, ich sorge dafür. Wie heißt Du?“ — „Mein Name ist Elsa.“ — „Elsa! wie hübsch das klingt! und weiter?“ Das Kind schaute verlegen um sich; da begegneten ihre Augen dem drohenden Blicke der Alten und sie entgegnete hastig: „Elsa Grison.“ — „Und wie lange bist Du schon bei dem Manne?“ — „Zwei Jahre Herr.“ — „Zwei Jahre! Und vor dieser Zeit, was thatest Du da?“ Die Kleine wurde rot; sie antwortete nicht. — „Ist denn die Großmutter Deine einzige Verwandte?“ fuhr zartfühlend der Graf in seinen Fragen fort, „hast Du sonst niemanden?“ Elsa öffnete die Lippen zu einer Erwiderung, als schleunig die Alte dazwischen trat.

„Wir beide sind die einzig Lebenden von meiner Familie, Ew. Gnaden; mein Sohn starb, selbst schon Wittwer, und überließ mir das Kind.“ — “Wie lange seid Ihr denn schon hier am Platze?“ — „Sechs Tage, Herr. Die Truppe des Monsieur Boileau zieht im ganzen Lande umher und da müssen wir mit, wohin er geht.“ — „Und wohnt Ihr immer so elend?“ — „Daß sich Gott erbarme, die Wohnungen sind manchmal noch schlechter!“ jammerte das Weib. „Es darf uns ja nichts kosten, als die Mühe für die Kleine, daß sie in der Frühe den Hof dafür kehrt.“

Den Grafen überkam ein Ekel. Er wendete sich ab und trat zu dem Kinde hin. „Sei guten Mutes liebe Kleine,“ sprach er mit vor Rührung zitternder Stimme, „die Zeit Deines Leidens ist hoffentlich zu Ende. Bete zu Gott und vertrau auf mich, Deine Zukunft soll sich anders und besser gestalten, ich sorge dafür.“ Dabei erfaßte er die Hand des unglücklichen Mädchens und drückte sie zärtlich; dann wandte er sich, obgleich mit Abscheu, noch einmal an die Alte, um ihr zu Gunsten der Kleinen ein Goldstück zu geben. Hierauf verließ er tief innerlich erschüttert den öden Raum.

Mit einem Blick unaussprechlicher Dankbarkeit schaute die Kleine ihm nach; dann sank sie zurück auf ihr armseliges Kissen, um durch einen Zustand der Ohnmacht dem Bewußtsein ihres unnennbaren Elends entrückt zu werden. Der Graf indessen eilte

nach Hause. Sein ganzes Innere war Erbarmen und Teilnahme für das unglückliche Wesen, welches heute das Schicksal auf so merkwürdige Weise in seine hilfreichen Arme geführt hatte.

Sechstes Kapitel.

Wenige Tage später finden wir Madeleine und ihre Enkelin Elsa unter anderen Verhältnissen, als wir sie verlassen; sie bewohnten ein anständiges Stübchen und für ihr zeitweiliges Wohl ist nach Kräften gesorgt. Das kranke Kind hat ein Bett, nicht minder streckte die Alte ihre lahme Glieder auf eine bequeme Ruhestatt; auch ein Tisch, Stühle, ein Ofen und was sonst zu einem einfachen Haushalt gehört, ist herbeigeschafft.

Ein Arzt kommt täglich, um nach dem Kinde zu sehen, gar bald hat er ihren Zustand für ungefährlich erkannt, und die gute Behandlung, welche ihr jetzt zu Teil ward, ließ eine baldige Genesung in Aussicht stehen. Das Kind war glücklich, wie es fast noch niemals gewesen; Madeleine erst konnte nicht fassen, wie wohl ihr geschah. Noch niemals in ihrem Leben — mit Ausnahme der kurzen Zeit, die sie bei ihrem Manne gelebt — hatte sie eine friedliche Wohnung besessen; eine anständige Kost dünkte ihr eine Höhe, die sie niemals erreichte. War doch ihr Aufenthalt stets nur der Wald oder irgend oder sonst der nasse Kellerraum irgend welchen armseligen Hauses gewesen, ihr Tisch das Knie; hatte ja doch ihre Nahrung immer nur aus dem bestanden, was sie stahl oder von mildthätigen Leuten geschenkt bekam.

Wie selig mußte sie sich fühlen, wenn sie jetzt den warmen Kaffee vor sich sah, wenn des Mittags Fleischsuppe und Kartoffeln sie nährten und am Abend ein sauberes, bequemes Lager für sie in Bereitschaft war! Fast hatte sie, die verhärtete, alte Sünderin sich weit genug vergessen, ein Gefühl der Dankbarkeit gegen das Kind in ihrem Herzen keimen zu sehen; fast schien es, als wolle sie sich gewöhnen, die Kleine mit Aetigkeit zu behandeln, sie mit Aufmerksamkeit pflegen, so wie es der Wille des Grafen war. Und täglich fast kam Graf Victor hinauf. Und mehr noch; er kam nie, außer er brachte tröstende und liebevolle Worte, wußte durch muntere Erzählungen das Kind zu erheitern durch Näschereien, die er ihm schenkte, seinem jungen Dasein eine freudige Seite zu verleihen. Auch fehlte der Besuch einer anderen Person nicht.

Moritz Berg, der Verwalter des Baron von Tondern, war von dem Grafen zum Vertrauten seines kleinen Geheimnisses gemacht; und dies aus dem Grunde, als die abhängige Stellung, welche Victor seinem Oheim gegenüber einnahm, nicht die Freiheit erlaubte, die zur Erholung der beiden Frauen notwendig war.

Es kamen ja Tage und selbst Wochen, da der Baron die Gesellschaft seines Neffen unausgesetzt begehrte, und wo es also dem Grafen unmöglich gewesen wäre, für die Kleine zu sorgen oder sich auch nur im Entferntesten um sie zu bemühen. Also hatte Moritz Berg ein für alle Male den Auftrag erhalten, für die Bedürfnisse des kleinen Haushalts Sorge zu tragen; und dieser Pflicht kam er mit der größten Genauigkeit nach. Es gehörte ja ohnehin zu seinen Obliegenheiten, Einkäufe welche zu machen waren, in der Stadt zu besorgen; da fiel es ihm nicht schwer, dem Grafen in dieser Beziehung gefällig zu sein. Täglich erschien er, brachte Fleisch, Brot und dergleichen, täglich eiferte er die Alte zur sorgsamsten Pflege des lieben Kindes an; täglich auch hielt er Umschau im Raume und täglich brachte er der Kleinen Grüße von ihrem Freunde und Beschützer mit.

Unter solchen Verhältnissen mußte natürlich die Genesung des Kindes vor sich gehen; und zur Freude derer, die jetzt Interesse an ihr nahmen, war sie nach wenigen Wochen zur vollsten Gesundheit hergestellt. — Nach und nach begann jetzt der Graf, in diesen und jenen Elementarfächern dem Kinde Unterricht zu geben; Lesen, Schreiben, auch Religion und Biblische Geschichte, blieben ihr nicht fremd; und da das Mädchen große Wißbegierde und einen unermüdlichen Fleiß bei allen Lehrfächern zeigte, so dehnten sich die Stunden zur Freude ihres hohen Lehrers immer mehr und mehr aus. Das Kind war trunken in Seligkeit und Dank; das erste Gebet, welches sie zum Himmel sandte, galt stets nur dem Freunde; die Tagesbeschäftigung ahmte sie dem Beschützer nach; und wenn sie sich am Abend zum Schlummer niederlegte, so umspielte sie im Traume die Gestalt des edlen Gönners, des Erretters ihrer Jugend, ihrer irdischen und himmlischen Seligkeit.

Achtzehn Monate waren auf diese Weise vergangen, als das rauhe Verhängnis, welches bisher jedem Wohlergehn der kleinen Elsa im Wege gestanden, auch diesem ihrem stillen Glücke Einhalt gebot. Es war ein Märztag; der Frühling brachte schon hier und da seine Rechte zur Geltung, denn Bäume und Sträucher im Thale waren schon mit jungen Keimen bedeckt; auch die buntfarbigen Krokus, die Veilchen und Schneeblumen, diese freudig willkommen geheißenen Vorboten des Lenzes, streckten schon ihre zierlichen Köpfchen aus der weißen Decke von Reif hervor. Elsa war vor ihrem Tischchen und eben mit der Anfertigung einer Geburtstagsüberraschung für ihren hohen Freund und Gönner beschäftigt, als wieder alles Erwarten, denn die neunte Morgenstunde war eben vorüber, Graf Victor ins Zimmer trat. Mit einem Unbehagen, wie man es an dem jungen Edelmanne sonst nicht gewöhnt war, nahm er Platz und zog die Kleine zu sich heran.

„Hast Du mich lieb, kleine Elsa?“ Das Kind sah ihn mit seinen treuherzigen Augen voll Erstaunen an. „Wirst Du nicht erschrecken, wenn ich Dir etwas Schlimmes zu sagen gekommen bin?“ — „O, schlimm kann es nicht sein,“ erwiderte sie, „es kommt ja von Ihnen.“ — „Und dennoch fürchte ich, daß es schlimm ist, mein gutes Kind. Ich werde Dich morgen verlassen.

Bei dieser unerwarteten Nachricht stand Elsa wie vom Schlage gerührt; bleich, mit offenem Munde starrte sie dem Freunde ins Antlitz, sie konnte sich nicht fassen. Ja, das allerdings war zu viel!

„Sei vernünftig mein Kind,“ fuhr Victor fort, „und nimm meine Worte nicht gar so schlimm; der Abschied, den ich von Dir nehme, ist ja nicht für immer. Ich selbst wäre lieber hier in Luzern und bei Dir geblieben, aber das Schicksal, dem ich gehorchen muß, führt mich auf einige Zeit von diesem Platze hinweg. Aber sei guten Mutes, ich vergesse Dich nicht, und wenn Du auch in der Folge brav und gut bist, wie Du es bisher gewesen, so wird unser Wiedersehen einmal ein sehr freudiges sein.“

Aber Elsas erschüttertes Gemüt gab diesen Worten nicht nach. Jeden andern, auch noch so herben Schmerz hätte sie mutig, ohne Murren ertragen, aber ihn, den einzigen, den verehrten, angebeteten Freund von sich scheiden zu sehen, das däuchte ihrem jungen Herzen zu unüberwindlich, als daß sie sich hätte ein paar beruhrenden Trostesworte so ohne weiteres gefügt.

„Die Macht, welche mein Schicksal in Händen hält, heißt Baron v. Tondern,“ sprach der Graf weiter, „und da nun in der verflossenen Nacht mit wahrer Tollkühnheit ein Versuch gemacht wurde, unserer Villa einzubrechen, so hat mein Oheim, um ruhig weiter leben zu können, den Entschluß gefaßt, diesen Ort zu verlassen und nach Italien zu gehen. Ich muß ihm folgen; denn leider — meine Verhältnisse zwingen mich dazu.“ — „So sind Sie arm?“ fragte unter Thränen fiebernd die Kleine. — Der Graf seufzte. „Sehr arm, mein Kind.“ — „Und thaten doch so viel für uns?“ — „Ich habe, was ich brauche, so lange ich bei meinem Oheim bin,“ sprach Victor schnell, „einstmals werde ich reich sein Und darum eben muß ich jetzt mit fort von hier.“

Fortsetzung folgt.

Fürst Karl Anton von Hohenzollern †.

Im Residenzschlosse zu Sigmaringen ist am 2. Juni morgens 10 Uhr, wie ein Telegramm meldet, Fürst Karl Anton von Hohenzollern, 74 Jahre alt, gestorben. Unser Kaiser verliert mit ihm einen lieben Verwandten und bewährten Freund, dem er 1858, nach Annahme der Regentschaft, die Neubildung des Ministeriums übertrug. Vier Jahre, während der „neuen Aera,“ führte Fürst Karl Anton den Vorsitz desselben; er besaß große Sympatien, und viele Hoffnungen, die sich an das Ministerium Hohenzollern knüpften, wurden erfüllt. Nachdem sodann Graf Bismarck im Sept. 1862 mit der Bildung eines neuen Ministerium betraut wurde, zog Fürst Anton, zum Militärgouverneur für Westfalen und die Rheinprovinz ernannt, zunächst nach Düsseldorf.

Fürst Karl Anton von Hohenzollern wurde am 7. Sept. 1811 geboren und erhielt seinen Namen nach den Eltern, Karl und Antonie. Vortrefflich erzogen, auch vom Großvater und Vater unterrichtet, der die Erfahrungen seines Lebens in belehrender Form für ihn niederschrieb, wuchs der Prinz zur Freude des kleinen Landes heran. In Freiburg, Göttingen und Berlin lag er dem Studium ob, „mit Ehre und Erfolg,“ wie der Vater

ihm später bezeugte. Dann nahm er an der Verwaltung des Fürstentums Teil, um sich als Politiker und Staasmann zu bilden.

Mit der Prinzessin Josephine, einer Tochter der Großherzogin Stephanie von Baden, wurde er 1834 vermählt. Von Karlsruhe begab sich das Paar nach Krauchenwies, und rege Thätigkeit in der Regierung des Landes füllte die nächsten Jahre des Prinzen aus. Das Militärwesen des Fürstentums wurde ihm ganz unterstellt; er sah streng auf soldatische Ordnung und tüchtige Bildung seiner Offiziere.

So kam die Hochflut der politischen Bewegung 1848. Im August dieses Jahres trat Karl Anton die Regierung an, doch geschah es schon damals mit dem Entschluß, sein Fürstentum an das stammverwandte Königliche Haus Preußen abzutreten. Erst sollte die revolutionäre Bewegung aber gehemmt sein, um jeden Schein zu meiden, als ob es dem Fürsten an Kraft und gutem Willen fehlte, oder er die Sorge, Arbeit und Gefahr jener Tage scheute.

Nach kaum zweijähriger Regierung übergab er sein Fürstentum an die Krone Preußen. Am 6. April 1850 fand die Uebergabe im Ahnensaale zu Sigmaringen statt. Sein Verzicht auf die Regierung — sagte Karl Anton — sei ein Schritt vorwärts zur Beförderung dessen, was dem großen deutschen Vaterlande Not thue und seinem Volke fromme, sei ein Schritt vorwärts auf der Bahn zur Einheit, zur Größe, zur Macht Deutschlands. Mit einem großen Staate müßte sein Land in Verbindung treten, eine mächtige Hand müßte die Zügel seiner Regierung ergreifen, wenn Volkswohl und Volksglück dort heimisch werden sollte. . . „Soll der heißeste Wunsch meines Herzens, soll das Verlangen aller Vaterlandsfreunde erfüllt werden, soll die Einheit Deutschlands aus dem Reiche der Träume in die Wirklichkeit treten, so darf kein Opfer zu groß sein; ich lege hiermit das größte, welches ich bringen kann, auf den Altar des Vaterlandes nieder.“

Nach Abtretung der Souveränetät zum preußischen Generalmajor und bald zum Kommandeur einer Infanterie-Brigade ernannt, lebte er in Neisse und Düsseldorf. Das nächste Jahr brachte ihm die Beförderung zum Generallieutnant, und nach seiner Wirksamkeit als Minister erfolgte seine Ernennung zum kommandirenden General. Während seiner Eigenschaft als Militärgouverneur für Westfalen und die Rheinprovinz stand er auch dem Kriegsministerium vor, bis Roon die Leitung desselben übernahm. Wiederholt erkannte König Wilhelm die Verdienste des Fürsten in Wort und Schrift an.

Fürst Anton war auf das Glück und Gedeihen seiner Familie stets eifrig bedacht. Im Sommer 1859 entriß ihm der Tod die älteste Tochter, die sich ein Jahr vorher mit dem König von Portugal vermählt hatte. Ihr Bruder, der Erbprinz Leopold, der bei der Trauung in Berlin die Stelle des Bräutigams vertrat, führte dann bald dessen Schwester, die Infantin Antonia Maria, als Gemahlin heim. Fünf Jahre später wurde Karl Antons zweiter Sohn, Prinz Karl, zum Fürsten von Rumänien gewählt; kurz vor Ausbruch des Krieges mit Oesterreich, in dem drei Söhne des Fürsten kämpften. Einer von ihnen, Prinz Anton, fiel bei Königgrätz; nach schweren Leiden starb er als Held. „Er ist unglaublich gefaßt und sagt ruhig, es sei gut, daß ein Hohenzoller blute,“ schrieb der König an die Königin, und diese an den tiefgebeugten Vater.

Schon damals zwang den Fürsten ein Fußleiden an das Lager, und 1870 mußte er wegen Invalidität auf seine Stellung als Militärgouverneur verzichten. Wie jubelte sein Herz beim Siegeslaufe der Deutschen unter Führung seines hochverehrten Königs und Freundes! Und als dann die deutschen Fürsten König Wilhelm zum ersten Kaiser des neu erstandenen Deutschen Reiches ausriefen, da gab es niemand, den diese That mit mehr Glück, Freude und Genugthuung erfüllte, als den Fürsten, der seine ganze Kraft und all sein Können freudig in den Dienst des Vaterlandes und des Königs gestellt, und der von sich selber sagen durfte, daß auch er mitgearbeitet habe an diesem großen Werke.

Sein Rücktritt als Gouverneur schloß seine amtliche Thätigkeit. Die Düsseldorfer, in deren Mitte er sieben Jahre im Schlosse, dem Jägerhof, geweilt, beklagten sein Scheiden. In Sigmaringen und Krauchenwies nahm er nun seinen ständigen Aufenthalt, ein Freund der Kunst und Wissenschaft, ein Förderer des Guten und Schönen. Gern empfing er Künstler in seinem Arbeitszimmer, das er in letzterer Zeit kaum noch verlassen konnte. Alljährlich, aus Rumänien, Belgien und Berlin, sah er die Kinder und Enkel um sich vereint; noch kürzlich umgaben sie ihn in frohen Stunden, als er im Herbst vorigen Jahres die goldene Hochzeit beging.

Diesmal eilten die Kinder in Angst und Trauer herbei. Der Bericht der Aerzte mußte ihnen sagen, daß sie den Vater auf dem Sterbelager erblicken würden. Sein schweres Leiden mit stiller Ergebung tragend, mußte ihm der Tod eine Erlösung sein. Die Ehre seines Hauses und das Glück seiner Familie war der Ehrgeiz seines Lebens. Die rumänische Dynastie Hohenzollern hat ihn als ihren Stammvater, ihren Ahnherrn zu verzeichnen, und unter ihm erreichte das schwäbische Haus Hohenzollern eine Bedeutung, die es trotz seines Verzichts auf die Souveränetät in früheren Zeiten kaum besessen hatte.

Menschen und Maschinen.

Ein Berliner Fabrikbesitzer veröffentlicht im „Berliner“ nachstehenden lehrreichen Aufsatz:

Jeder Zeitungsleser ist längst daran gewöhnt, täglich unter der Rubrik „Unglücksfälle“ mindestens von einem in einer Fabrik angeblich durch „Unvorsichtigkeit“ entstandenen Unfall zu lesen. Besonders spielen in dieser traurigen Chronik die Kreissägen, der Dampfhobel, Dresch-, Häcksel- und Schneidemaschinen aller Art, die Transmissionen und das Schwungrad eine hervorragende Rolle. Aerzte, welche viel mit Fabrikarbeitern in Berührung kommen, sind in der Lage zu bestätigen, daß die Verstümmlungen in diesen Kreisen geradezu erstaunlich verbreitet sind, unter hundert Arbeitern, die seit 5 Jahren in Fabriken und Etablissements mit Dampfbetrieb arbeiten, kommen nach der Privatstatistik eines Arztes nur 70 ganz ohne Schaden weg, in den nächsten 5 Jahren wird das Resultat noch ungünstiger, und schließlich gelangt man zu der merkwürdigen Erscheinung, daß von hundert Arbeitern, die 20 Jahre lang in einer Fabrik mit Dampfbetrieb arbeiten, nur 20 ohne Schaden resp. ohne Verstümmlung davonkommen.

Also je länger ein Arbeiter mit Maschinen in Berührung bleibt, desto größer wird die Gefahr einer Verunglückung. Aus dieser Thatsache geht offenbar hervor, daß die sogenannte „Unvorsichtigkeit,“ welche Unglücke herbeiführt, mit der Zeit wächst und die Gefahr näher legt. Man kann es ja immer beobachten, wie Arbeiter und in Fabriken angestellte mit der Zeit ein solches Zutrauen in den von ihnen bedienten oder ihnen dienenden Maschinen fassen, daß es den unbefangenen Beobachter kalt überläuft. Natürlich: der Eine steht seit Jahren beim Dampfhobel, den eine kleine Bewegung seiner Hand stille stehen macht, ein anderer verbringt zehn Tagesstunden bei einer kreisenden Säge, einem der schrecklichsten Instrumente, die es giebt, ein Dritter bedient, „pflegt“ und scheuert seit so und so viel Jahren die Dampfmaschine mit dem ruhig arbeitenden Kolben, dem mächtigen Schwungrad; das Bewußtsein der nahen Gefahr ist in dem fortwährenden Zusammensein mit diesen leblosen Maschinen meist völlig verloren gegangen.

Der Arbeiter hat sich an seine Maschine gewöhnt, aber sie leider nicht an ihn gewöhnt und eines Tages muß er seine Vertraulichkeit, seine Sorglosigkeit mit ein paar Gliedern büßen. Die gefährlichsten Maschinen und Apparate haben für diejenigen, welche mit ihnen arbeiten, gewöhnlich alles Abschreckende verloren, mit wirklich frevelhaftem Leichtsinn, der dann „Unvorsichtigkeit“ genannt wird, begeben sie sich hundertmal täglich in die Gefahr, der sie so und so viele Male glücklich entrinnen, bis es einmal mißlingt. Schreiber dieser Zeilen hat in einer großen Druckerei mit Dampfbetrieb verschiedene, das Kapitel vom sträflichen Arbeiterleichtsinn illustrierende Erfahrungen gemacht.

Besonders klar wurde mir das von Tag zu Tag intimer werdende Verhältnis zwischen Arbeiter und Maschine bei einem jungen Mädchen, welches als Einlegerin bei einer mittelgroßen Accidenzpresse stand. Ihre Aufgabe bestand darin, die zu bedruckenden Papiere auf eine vertikale bewegliche Platte zu legen, welche sich langsam gegen eine andere, die Schrift enthaltende, gleichfalls aufrecht stehende Platte bewegte, sich dort andrückte und wieder zurückkehrte. Die Einlegerin mußte nun das bedruckte Papier herausnehmen und ein neues einlegen. Dazu bleibt nicht viel Zeit, denn die Platte geht unaufhörlich, wenn auch langsam hin und her. Im Anfang beeilte sich das Mädchen, nachdem sie das zu bedruckende Papier eingelegt hatte, die Hände zu entfernen, wenn das Papier auch schief saß und das Resultat nur — „Maculatur“ war; aber schon nach wenigen Wochen verweilte